

E Y E



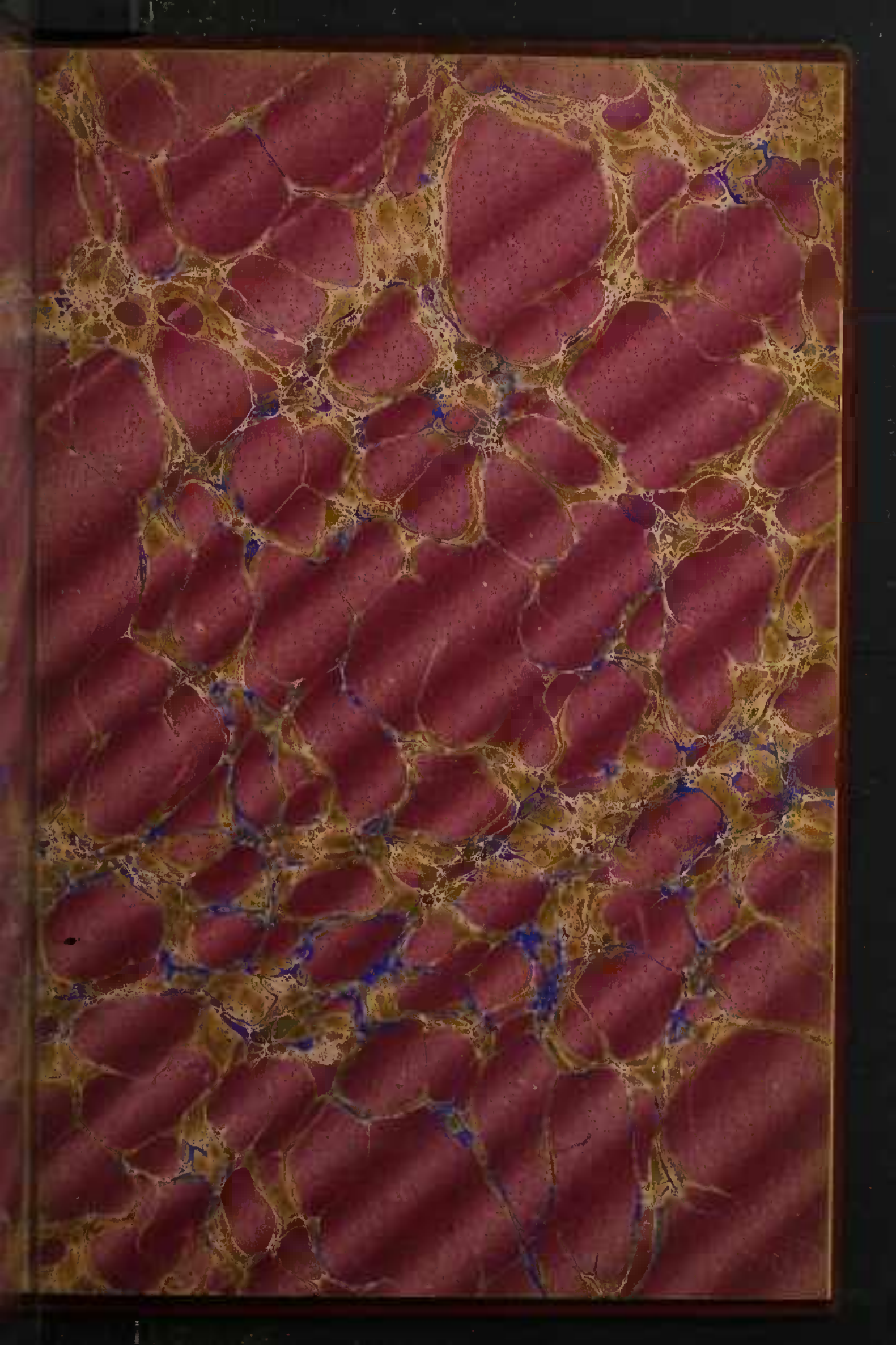
DIE DEUTSCHEN  
IN BRASILIEN

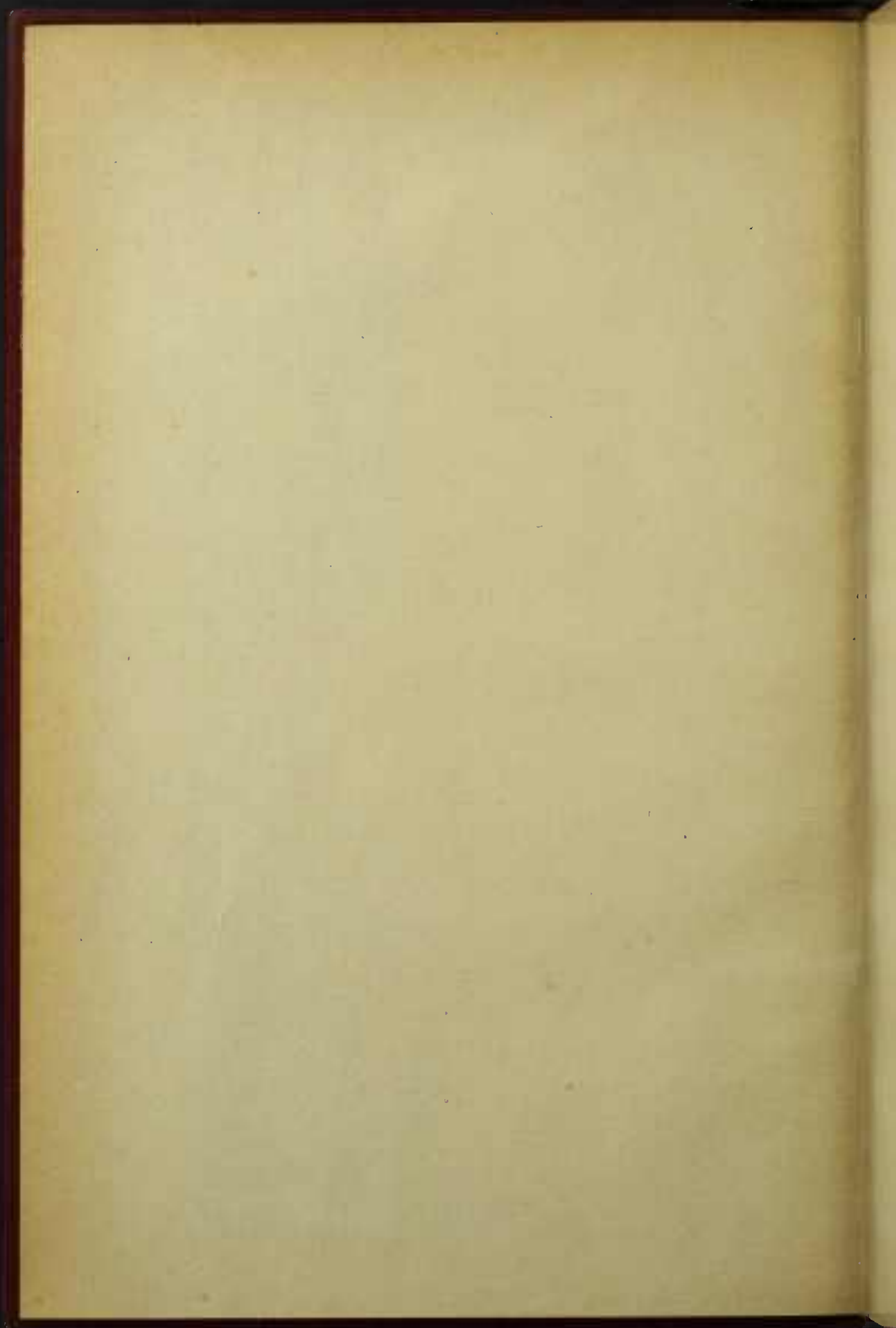
1884

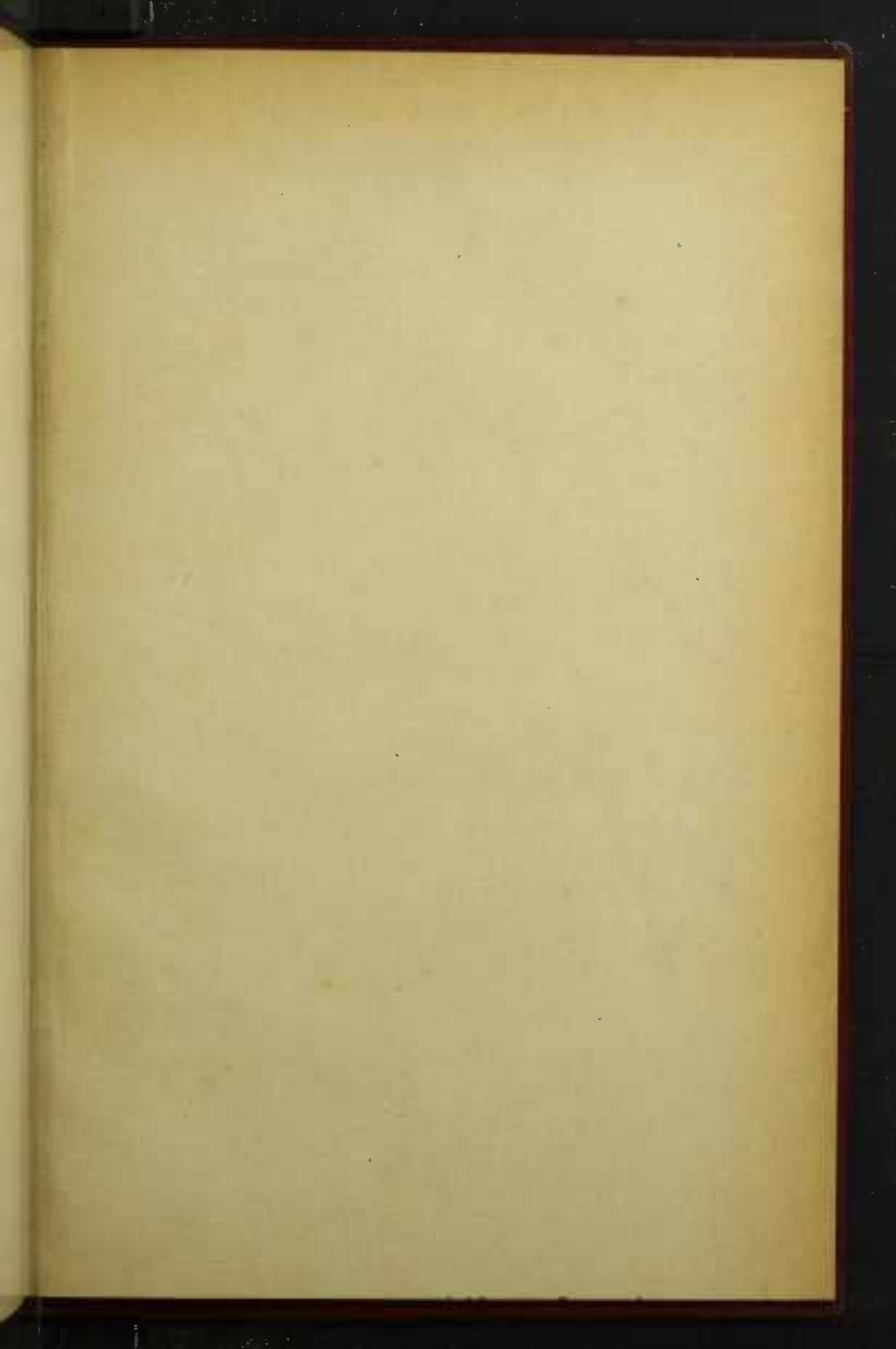
Le ne fay rien  
sans  
**Gayeté**

*(Montaigne, Des livres)*

Ex Libris  
José Mindlin









H. Fröbere  
1862.

# Sammlung Gemeinnütziger Vorträge.

Herausgegeben vom  
Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.  
i n P r a g.

N<sup>o</sup> 99.

---

## Die Deutschen in Brasilien.

Von Dr. A. von Eye.

Wer eine Fahrt über den Ocean gemacht und südliche Breiten berührt, hat sich gewiß das prächtige Schauspiel eines Sonnenunterganges auf offener See nicht entgehen lassen. Senkrecht und raschen Laufes steigt der glühende Ball unter den Horizont. Vor seinem Verschwinden scheint er auch zu erlöschen und die Nacht, die in den Tropen bekanntlich in viel kürzerer Dämmerungspause mit dem Tage wechselt, jäh herabsinken zu wollen. Aber kaum ist der letzte Rand des Tagesgestirnes von den Wellen bedeckt, so beginnt es noch einmal seine volle Wirkung zu üben und den Himmelsraum mit einer Lichtfülle, einem Glanze zu durchströmen, von welchen ein nordisches Auge, das jenes Schauspiel nicht selbst mit angesehen, sich keine Vorstellung machen kann. Das Meer selbst färbt sich an der Stelle, wo die Sonne sank, mit funkelnder Gluth und geht durch purpurne und violette Schattirungen in das reine Lazurblau über, welches den Schiffskiell umgibt. Ueber dem Wasser erheben sich starke Strahlenbündel, welche bis zum Scheitel des Himmelsgewölbes hinauffragen und den ganzen Raum in steter Bewegung mit Regenbogenfarben umziehen, die um so wunderbarer erscheinen, als man gar nicht mehr den Quell entdeckt, aus welchem solche Lichtwirkung hervorgeht. Bald bedeckt Alles die Nacht mit ihrem Schleier und Nichts erinnert mehr an das strahlende Gestirn des Tages. Aber indem die Sonne unseren Blicken entzwindet, rüstet sie sich nur, uns aufs Neue zu leuchten.

Nicht allein im Bereiche der unbelebten Natur tritt uns dieser Wechsel in der Erscheinung entgegen. Auch auf dem Gebiete der sittlichen Mächte des Daseins, in der Geschichte, ja selbst im Menschenleben, spielen ähnliche Vorgänge ab. Auch hier ereignet es sich, daß Individuen von hervorragender Bedeutung, Völker und einzelne Persönlichkeiten, vom Schicksal um-

dunkelt, ja verschlungen zu werden scheinen, ohne daß sie darum wirklich untergehen und vom Schauplatze verdrängt werden, so wenig wie dieses in ihrem scheinbaren Untergange mit der Sonne geschieht. So verhält es sich gegenwärtig auch mit der deutschen Nation: aus langer politischer Ohnmacht, staatlicher Zerrissenheit und bürgerlichem Zwiespalt hat sie sich aufs Neue erhoben und schießt sich an, die weltgebietende Stellung in politischer Hinsicht wieder einzunehmen, die sie einstmals schon besaß. Einer anderen Gelegenheit müssen wir es aufsparen, zu zeigen, wie überall, selbst in den fernsten Gegenden, den verlorensten Punkten der Welt, wohin bisher der deutsche Name kaum gedrungen, dieser jetzt den lautesten Klang hat, wie der Blick unermesslicher Reiche, großer Völker sich jetzt dahin richtet, wo wir selbst bislang nur einen „geographischen Begriff“, kein Vaterland suchen zu dürfen vermeinten. Wir möchten dieses Mal die Aufmerksamkeit auf einen weit verschlagenen Bruchtheil unseres Volksthum's richten, von dem man selbst im eigenen Lande kaum Kenntniß hat und, wo dieses der Fall, bis vor Kurzem noch glaubte, daß er sich in's Elend verloren und dem Untergange verfallen sei. Wir meinen die Deutschen im südamerikanischen Kaiserreiche Brasilien, in Bezug auf welche wir hier gleich vorweg betonen wollen, daß in ihrer Gesamtheit Angehörige des deutschen Reiches wie des Kaiserthums Oesterreich, namentlich aber Deutsch-Böhmen in innigster Vereinigung zusammenhalten.

Noch besteht in Deutschland ein Verbot der Regierung gegen die Auswanderung nach Brasilien, das den Anschein zu bewahren sucht, als wolle es die eigenen Untertanen vor Unheil beschützen; noch waren deutsche Zeitungen vor dem noch bestehenden einzigen Sklavenstaat der Christenheit, wie erst vor Kurzem ein vielgelesenes Berliner Tageblatt von den Quarzwüsten der Provinz Sct. Catharina faselte, in welchen die Gebeine verführter deutscher Auswanderer bleichen sollten. — Als ob wir in unserm ewig grünen Sct. Catharina\*) überhaupt nur eine Hand breite Wüste, geschweige denn einer Quarzwüste besäßen und als ob dort nicht so gut wie anderswo jeder aus der Erdenmühe Heimgegangene in geweihtem Boden seine Ruhestätte fände! —

Während wir aber so für und um unsere verlorenen Brüder besorgt sein zu müssen glaubten, befanden diese sich recht wohl, hatten in dem fremden Lande sich behaglich eingerichtet, trotz ihrer Minderzahl unter der heimischen, oft neidischen Bevölkerung sich eine angesehenene Stellung errungen und Thaten vollbracht, welchen wir, trotzdem daß sie in Europa kaum bekannt geworden sind, eine geschichtliche Bedeutung beilegen müssen. Doch wollen wir einfach den Thatbestand berichten und den Verlauf der Dinge erzählen, wie er sich zugetragen. Er wird ohne Ausschmückung den größten Eindruck machen und am besten die Ueberzeugung bilden.

\*) Der Verfasser hat seinen Wohnsitz in der genannten Provinz, dem „Paradiese Brasiliens“, wie die verwöhnten Eingeborenen selbst sie nennen.



Vor ungefähr dreihundert Jahren bemächtigte sich, wie aus der Geschichte bekannt, das kleine Königreich Portugal jener ungeheuren Länderstrecken auf dem südamerikanischen Festlande, die gegenwärtig das Kaiserreich Brasilien bilden und an Umfang dem Weltheile Europa fast gleichkommen. War von Anfang an das Volk, welches diese Eroberung machte, viel zu klein, um das neu erworbene Gebiet so zu besetzen, wie es nöthig gewesen wäre, wenn die noch im Zustande völliger Wildniß befindlichen Länder wirtschaftlich einigermaßen hätten hergerichtet und ausgenutzt werden sollen, so war noch weniger die portugiesische Nationalität so geartet, um solche Culturtaufgabe in ausgiebiger Weise zu vollziehen. Das ungeheure Reich erstreckte sich von Norden her unter dem Aequator weg durch die ganze heiße bis tief in die gemäßigtere Zone hinein und findet noch gegenwärtig mit zwanzig Provinzen, von welchen manche größer sind als das Königreich Preußen, vom atlantischen Ocean aus seine Grenzen gegen Westen, wo nie eines weißen Menschen Fuß das Land betreten. Trotzdem hielt man, so lange das amerikanische Reich mit dem europäischen in Verbindung stand, mit eiferüchtiger Strenge darauf, daß keine Einwanderer anderer Nationalität sich daselbst niederließen. Die ersten Besitzergreifer, die anfänglich nur, wie die Spanier in den übrigen südamerikanischen Ländern, auf Gold und Diamanten ausgegangen waren, ließen sich, nachdem sie diese nicht sogleich gefunden, von der Regierung große Strecken Landes schenken und führten darauf, als Viehhüter oder Plantagenbesitzer, ein bequemes, wenig bewegtes Dasein. Die eigentlichen Cultivatoren des Landes waren von Anfang an die Jesuiten, die sich aber begnügten, die eingewanderten Europäer, unter welchen viele Tausende gewaltiam gekaufter Saden sich befanden, im katholischen Glauben zu erhalten, und ihre Hauptaufmerksamkeit darauf richteten, die heidnischen Ureinwohner zu bekehren, zu welchem Zwecke sie in der That großartige Veranstaltungen trafen, die aber nach Aufhebung des Todes großen Theils in Verfall gerietßen.

Seit kurz bevor Brasilien sich vom Mutterlande losriß und als eigenes Kaiserreich constituirte, kam man zur Einsicht, daß nur eine stärkere Bevölkerung im Stande sein würde, das schon wankende Reich unter den Gefahren, welche in vermehrtem Maße für dasselbe heroortraten, aufrecht zu erhalten. Die Nothwendigkeit, dem Mangel an Menschen abzuhelfen, wurde um so dringender, als mit der Zeit ein bedeutamer Bestandtheil der Bevölkerung sich herausgebildet hatte, der den eigentlichen Besitzern des Landes feindlich gegenüberstand. Dieses waren die aus Afrika stammenden Schwarzen, welche man zum Ersatz für die zu schwachen Indianer als Arbeiter und Sklaven auf den Plantagen eingeführt hatte, und die sich um so stärker vermehrten, als sie in dem heißen Lande sich wie zu Hause befanden, und die Zusage unangetastet sorgiginz. So kam man denn dazu, Einwanderer aus Europa heranzuziehen, bestimmte aber, weil der Einfluß des Klerus maßgebend war, und das katholische Bekenntniß mit ausschließlichen Rechten als Landesreligion galt, daß nur Anwärter, welche der römischen Kirche angehörten, aufgenommen werden sollten. Schon im

ersten Viertel dieses Jahrhunderts kam eine Einwanderung von „Schwaben“ aus der Moselgegend zu Stande, von welchen ein Theil, nachdem sie ursprünglich mit dem ihnen angewiesenen Lande hintergangen waren, nach wechselreichen Schicksalen sich am Rionegro, in der Nähe der erst viel später entstandenen Colonie Dona Francisca angesiedelt haben. Diese Moselschwaben, von welchen manche seitdem zu großer Wohlhabenheit gelangt, sind indeß jetzt ganz in die Landesbevölkerung aufgegangen, haben ihre mitgebrachte Sprache und Sitten verloren und leben wie die brasilianischen Waldbewohner.

Im Jahre 1824 gab Kaiser Pedro I. von neuem den Anstoß eine Einwanderung aus Europa herbeizuführen, und gründete in der südlichsten, also gemäßigtesten Provinz des Reiches, an sehr günstiger Stelle die Colonie San Leopoldo. Obwohl erst einige Jahre vorher der Katholicismus als ausschließliche Staatsreligion bestätigt worden und namentlich die Verfügung getroffen war, daß nur an Einwanderer, die jenem angehörten, Land unentgeltlich abgelassen werden solle, so kamen doch schon damals viele Protestanten mit hinüber, welche die ihnen angewiesenen Grundstücke, wenn sie dieselben auch nicht geradezu geschenkt erhielten, doch niemals bezahlt haben. Diese Colonie San Leopoldo gedieh so gut, daß sie bald von der Uebersahl ihrer Bevölkerung weitere Gegenden besiedeln konnte, und da die Einwanderung von Deutschland aus eine Zeit lang ihren Fortgang nahm, gestaltete sich das Verhältniß so, daß endlich die Zahl der Nichtkatholiken die der Katholiken überwog. Immer bestand für jene aber noch die Bestimmung, daß ihr Gottesdienst nur geduldet, nicht anerkannt war. Ihre Andachtshäuser durften nicht das Aussehen von Tempeln, keine Thürme und keine Glocken haben; selbst ihre Ehen waren ohne rechtliche Gültigkeit. Die Erwerbung des brasilianischen Bürgerrechtes war überhaupt sehr erschwert und selbst Staatsangehörige, die nicht im Lande geboren, waren in ihren Ansprüchen und Befugnissen gegen die Eingeborenen sehr zurückgesetzt. Sie durften zwar für die Reichsversammlung wählen, konnten aber nicht selbst gewählt werden, hatten keinen Zutritt zu den höheren Aemtern u. s. w.

Unter diesen Umständen hatte man in Europa wohl Recht, wenn man vor der Auswanderung nach Brasilien warnte. Nachdem aber die Sachlage sich vollständig geändert hat und namentlich durch die Anstrengungen und das Verdienst der Colonisten selbst geändert ist, sollte man hier davon Notiz nehmen und nicht mehr vor einem Lande Furcht und Mißtrauen einflößen, das, wie wir später darthun werden, zu den reichsten und verheißungsvollsten der Erde gehört und dem tüchtigen, arbeitssamen Auswanderer, der in Deutschland ja so oft nothgedrungen die Heimat verläßt, unter allen jetzt offen stehenden Ländern die beste Aussicht gewährt. — Der bestehende Nothstand, die für die Protestanten vorliegende Unmöglichkeit, mit Sicherheit nur die Ergebnisse ihres Fleißes als Erbe auf ihre Kinder zu bringen, mochten der erste Anlaß sein, sie fester unter einander zu verbinden und als Gesamtmacht den zu bekämpfenden Verhältnissen gegenüber treten zu lassen.

Daß die Deutschen in Brasilien sich nicht in das Volksthum der Einheimischen verloren, war schon bedingt durch den niedrigen Standpunkt der portugiesischen Bildung, die noch heute in abgelegenen, von der europäischen Cultur nicht berührten Gegenden der Art ist, daß sie für den derselben entstammenden Colonisten, auch wenn er den untersten Schichten der Gesellschaft angehört, nicht die geringste Anziehungskraft haben kann. Wir lernten in der Provinz Paraná einen reichen Estanziero (Großgrundbesitzer mit Weideland) kennen, in dessen Familie Spiegel und Uhr noch etwas ganz Unbekanntes waren, während merkwürdiger Weise bereits eine Singer'sche Nähmaschine sich in ihren Bereich verloren hatte. — Mit ihrer geringen Anzahl gegenüber den weit überwiegenden Iusitanischen Bestandtheilen der Bevölkerung würden die Deutschen aber wohl noch lange unter dem Drucke des bestehenden Staatsgrundgesetzes sich haben gedulden müssen, wären nicht besondere, günstige und ungünstige, Umstände hinzugekommen, welche sie in Bewegung setzten.

In der Provinz RioGrande, die bis dahin für die deutsche Einwanderung fast ausschließlich in Betracht gekommen war und wo die Colonien sich bereits zu großem Wohlstande hinaufgearbeitet hatten, brach im Jahre 1834 ein Aufstand gegen die Reichsregierung aus. Die reichen Viehzüchter wollten nach dem Vorgange der benachbarten spanischen Staaten die Republik, während die Städte, welche in der bestehenden Ordnung ihren Handelsbetrieb mehr gesichert sahen, am constitutionellen Kaiserreiche festhielten. Beide Parteien boten den Colonien an, neutral und dem bevorstehenden Kampfe fern zu bleiben, und wären die Colonisten klug gewesen, würden sie sich begnügt haben, die ohne ihre Schuld eingetretenen Verhältnisse zu ihrem Vortheil auszunutzen. Als Lieferanten der Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse an beide Feldlager, so wie durch Uebernahme der in's Stocken gerathenen Geschäfte und Handelsbeziehungen hätten sie sich ungestört bereichern können. Statt dessen aber ließen sie sich vom Uebermuthe verleiten und nahmen selbst Theil am Streite. Der Director der Colonie stand naturgemäß auf der Seite der Kaiserlichen und warb für diese unter seinen Pflegebefohlenen. Der Ortsgeistliche, der als Mann des Friedens hätte zur Ruhe mahnen sollen, trat für die Republikaner ein. Die Colonisten, die damals 7000 Köpfe zählten, theilten sich in zwei Lager und statt sich draußen mit ihren Parteigenossen zu vereinigen, fielen sie über einander her, raubten und plünderten, zündeten gegenseitig die Häuser an, erschlugen das Vieh und ließen sich selbst Mordthaten zu Schulden kommen. Dieses dauerte volle neun Jahre hindurch bis 1843, wo endlich Friede geschlossen wurde. Aber man kann sich vorstellen, in welchem Zustande die Colonie nach Ablauf dieser so unnöthig heraufbeschworenen Schreckensperiode sich befand. Nachdem sie durch zwanzig Jahre, die als die ersten natürlich auch die schwersten gewesen, sich hinaufgearbeitet, mußte sie von vorn wieder anfangen. Und es zeugt gewiß von der höchst vortheilhaften Lage, in der sie im Allgemeinen sich befand, daß sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich vollständig hergestellt hatte und

wieder im Wohlstande befand. Vielleicht war eben eine so durchdringende Erschütterung, eine so nachdrückliche Erfahrung erforderlich gewesen, um die Deutschen zur Vernunft zu bringen.

Die beste Folge der gemachten schweren Erfahrungen war jedenfalls, daß man erkannt hatte, wie Uneinigkeit zerstört, und daß man, um aufrecht zu bleiben und vorwärts zu kommen, einig sein müsse. Die Deutschen in Rio Grande sind, wie man es ihnen zum Ruhme nachsagen muß, seit der Zeit dieser Einsicht treu geklieben und haben es sich nie wieder einfallen lassen, für fremde Interessen einander die Köpfe zu zerschlagen. Sie haben sich vorzugeweise, abgesehen von dem verschiedenen Glaubensbekenntniß, in ihrer gemeinsamen Abstammung zusammengefaßt und sind nur als Deutsche für Verfolgung ihrer Interessen und Erweiterung ihrer Rechte gemeinschaftlich aufgetreten. — Im Jahre 1851 trat ein neuer Umschwung der Dinge ein, dessen Folgen sich in directer Weise günstig erwiesen.

Auch Brasilien war endlich und namentlich, seit es durch die Einwanderung mit der europäischen Cultur in nähere Verbindung gekommen, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es ihm nicht zieme, unter allen christlichen Reichen als der einzige Sklavenstaat dazustehen. Und mit dem Leichtsinne, der jungen, ehrgeizigen Staaten eigen zu sein pflegt, ging es sofort daran, die Sklaverei bei sich aufzuheben. Zwar war man so vorsichtig, diese Absicht nicht mit einem Schlage, in Bausch und Bogen durchzuführen. Hätte man durch einfaches Edict alle Schwarzen für frei erklärt und so mit einem Male alle Plantagenbesitzer ihrer Arbeiter beraubt, würde man nicht nur an diesen ein schweres Unrecht begangen, sondern das ganze Land auch einer Gefahr ausgesetzt haben, die im voraus gar nicht zu übersehen war. Denn der Neger trägt eine gar eigene Logik unter seiner dicken Schädeldecke und eine plötzliche Herrenlosigkeit hätte er leicht als eine Los-trennung von Gesetz und Ordnung überhaupt betrachten können. Das prächtige Bahia ist eine Stadt von etwa 200.000 Einwohnern, unter welchen nur gegen 40.000 Weiße sich befinden. Was hätten z. B. diese beginnen sollen, wenn die Sklaven, mit welchen die Freien unter den Farbigen sich ohne Zweifel würden verbunden haben, plötzlich sich hätten einfallen lassen, ihre früheren Herren zu Dienern zu machen. Denn der Begriff der wahren Freiheit ist diesen Völkern fremd; sie kennen nur Herren oder Knechte.

Vorläufig wurde die Einfuhr neuer Neger aus Afrika verboten und, nachdem zwei Uebertretungen nachdrücklich geahndet waren, auch durchgesetzt. Sodann wurde bestimmt, daß die Kinder der Neger nicht mehr Sklaven sein sondern als freigeboren und künftige Bürger des Staates angesehen werden sollten. In der Folge schloß sich diesen maßgebenden Bestimmungen noch eine Reihe anderer Erlässe und Verfügungen an, wodurch die Befreiung der noch im Dienst befindlichen Sklaven außerordentlich beschleunigt wurde, so daß es solche in absehbarer Zeit in Brasilien nicht mehr geben wird. Es gibt jetzt bereits einzelne Provinzen, die gar keine Unfreien mehr unter ihrer Bevölkerung zählen.

So weit ging eine Sache wohl von statten, die ja durch das allgemeine Gesetz der Humanität geboten war, obwohl die Lage der Sklaven in Brasilien bei weitem so schlimm nicht ist, wie man sich in Europa gewöhnlich vorstellt. Aber man erkannte allmählig auch, daß die Angelegenheit eine Rehrseite entwickele, über deren Bedeutung man auch jetzt noch nicht vollkommen im Reinen ist. Seit Jahrhunderten waren die Schwarzen im Reiche die einzigen Arbeiter, die alleinige producirende Kraft gewesen; die Herren des Landes hatten sich der Arbeit ganz entwöhnt, sich ausschließlich dem Genuße der Güter hingegeben, welche Andere für sie geschaffen. Was sollte — ja, man muß fragen, was soll geschehen, wenn das bisherige Verhältniß ganz gelöst, die Sklaverei getilgt ist? — Diese Frage schwebt noch wie ein Verhängniß über dem Lande und wird in näherer oder fernerer Zukunft ihre Lösung finden. — Uns Deutsche interessirt diese derzeitige Entscheidung zunächst nicht; nur so viel steht fest, das Land, das noch fast ganz aus dem Zustande der Wildniß der Cultur zugeführt werden muß, wird dem gehören, der diese Aufgabe vollbringt; wie die ganze Welt wird auch Brasilien — wir können sagen, ganz Südamerika dem zufallen, der darin arbeitet und schafft.

Schon jetzt werden Arbeit und ernste Thätigkeit, die bis dahin vermieden und sogar verachtet wurden, in ihrer Bedeutung erkannt und haben namentlich begonnen, da, wo sie von je gegolten und so sichtbare Erfolge zu Tage gefördert, den Colonien Achtung und Werthschätzung zu gewinnen, nachdem man bis dahin diese vielfach nur als eine Art von Sklavenstaat zu betrachten geneigt gewesen. Aber schon konnte nicht allein mehr von den Colonien die Rede sein; das ganze Arbeitsfeld, so weit es mit dem allgemeinen Fortschritte des Landes sich ausgebildet hatte, befand sich im Süden des Landes in den Händen der Fremden, unter welchen wiederum die Deutschen so überwiegend in den Vordergrund traten, daß sie alle Concurrrenz aus dem Felde schlagen konnten. Zwar hatte man, zum Theil schon in der ausgesprochenen Absicht, dem wachsenden deutschen Einfluß ein Gegengewicht zu liefern, Colonien aus anderen Nationalitäten, Italienern, Polen u. s. w. gegründet, doch ohne sichtbaren Erfolg. Mit ganz geringen Ausnahmen ist der Ackerbau vollständig in den Händen unserer Landsleute, desgleichen Gewerbe und der sehr bedeutende Importhandel, vorwiegend der Großhandel überhaupt und ausschließlich wiederum alle Veranstaltungen der Intelligenz, so weit sie in Schulen, Vereinen u. s. w. bis jetzt zur Geltung gekommen. Trotz ihrer Minderzahl stellen die Deutschen bereits die halbe Steuerkraft der Provinz dar und man will berechnet haben, daß zwei Drittel des ganzen Nationalvermögens sich in ihren Händen befinden.

Das sind Verhältnisse, die nicht unbemerkt und bei einsichtigen Staatsmännern unbeachtet bleiben konnten. Ein solcher fand sich glücklicherweise in der Person des Finanzministers Silveira Martins, einem Angehörigen der Provinz Rio Grande. — Die hier ansässigen Deutschen entbehrten übrigens auch schon an sich nicht der eigenen Vertretung, namentlich auf dem Gebiete der Tagespresse. Denn schon erschienen mehrere und zum

Theil recht angesehene Zeitungen, in deutscher Sprache. Unter Allen, welche sich als Vorkämpfer der deutschen Sache in neuerer Zeit hervorgethan, ragt ihr eifrigster Vertreter Carl von Roseritz hervor, der langjährige Herausgeber und Redacteur der zu Porto Allegre erscheinenden „Deutschen Zeitung“, in welcher er ohne Aufhören und Zurückhaltung den Anspruch auf gleiche Rechte der verschiedenen Confessionen und der eingeborenen wie naturalisirten Staatsbürger laut werden ließ. — Aber auch in den brasilianischen Tagesblättern ward die Sache schon mehr als zu viel zur Sprache gebracht. Es bildete sich eine Partei im Lande, die jeder Einwanderung überhaupt und namentlich der deutschen feindlich gegenübertrat. Diese Stimmung kam selbst im Reichstage zum Ausdruck; man fand es unerträglich, daß ein Volk von Ausländern, die nicht einmal von ihrem Vaterlande, wie doch die Engländer und Franzosen den Vorzug hatten, Schutz erhielten, daß Deutsche nicht allein die Brasilianer, sondern selbst auch Franzosen und Engländer in der Concurrnz überwandern, ihre eigene Sprache redeten, anderen Glauben hatten, Straßen, Markt und Hafen füllten, Schulen, Casino's und Vereine gründeten und, wie endlos wiederholt wurde, einen Staat im Staate bildeten.

Die Besonnenen unter den Staatsmännern suchten der Sache auf friedlichem und gesetzmäßigem Wege beizukommen und hofften, durch Erziehung der Jugend endlich das ganze Volk zu sich herüberziehen zu können. Es wurden in allen Colonien, deren mit der Zeit eine große Anzahl das Land überzogen hatten, von Staatswegen Schulen mit brasilianischen Lehrern eingerichtet, worin die Kinder der Deutschen unentgeltlichen Unterricht empfangen sollten. Aber selbst die Bauern, die sonst wenig nach geistiger Bildung gefragt hatten, ließen die brasilianischen Lehrer allein in leeren Zimmern sitzen und unterhielten selbst Schulen mit deutschen Lehrern. — So wurde selbst die Regierung Schritt um Schritt zurückgedrängt, ohne daß sie in der Hitze des Gefechtes es merkte. Um versöhnend aufzutreten, ließ sie selbst den Protestanten Kirchen bauen und besoldete ihre Pfarrer, aber jene hörten nicht auf, als ihr Recht zu fordern, was man nur als Gnade gewähren wollte. So trennten sich Meinungen und Stimmen auch unter den Gegnern. Während man an einer Stelle sich hinreißen ließ, von Gewaltmaßregeln zu sprechen, um das Deutschthum zum Portugiesenthum überzuführen, erkannte man an anderen doch, daß ein so kräftiges und thatgewohntes Element dem Lande gefährlich werden müsse, wenn man ihm die natürlichen Rechte vorenthalte, daß es aber für das Gemeinwohl höchst förderlich wirken könne, wenn man seine freie Entfaltung gewährleiste. Durch Gesetz vom 11. September 1861 wurde endlich die rechtliche Giltigkeit protestantischer Ehen anerkannt. Aber das Zugeständniß des vollen Wahlrechtes an naturalisirte Fremde und Nichtkatholiken zu machen, wergerte man sich auf's hartnäckigste.

Die Gleichberechtigung der Bekenntnisse kam wieder zur Sprache, als später im Ministerrathe die Einführung der directen Wahl statt der bisher üblich gewesenen indirecten in Vorschlag gebracht wurde. Jetzt nahm

der Finanzminister Silveira Martins sich der Protestanten mit Eifer an und legte sogar sein Amt nieder, als er beim Kaiser und seinen Collegen auf Widerstand stieß. Das war aber in Brasilien etwas ganz Neues. Aemter werden dort im Grunde nur als Pfründen betrachtet, Minister nehmen ihre Entlassung nicht, wenn sie nicht von der Reichsversammlung dazu gedrängt werden. Nun war ein Princip, das Gesamtwohl dem privaten Vortheil gegenübergestellt. Das war ein schwer wiegendes Moment in der Entwicklung des Landes und im Besondern für die endliche Lösung der Hauptstreitfrage. Wer dieses noch nicht verstand, mußte wenigstens stutzig werden; wer es begriff, mußte sich entscheiden. Für die deutsch-brasilianische Partei war das Alarmzeichen gegeben, wie ein Mann trat und hielten ihre Anhänger zusammen. Gestützt auf ihren Wohlstand und ihre Intelligenz entflammten sie ihren Muth zur Begeisterung und bereiteten ihrem Vertreter, dem überzeugungstreuen Silveira bei seiner Rückkehr in die Provinz einen fürstlichen Empfang. Da überhaupt in Riogrande die einheimische Bevölkerung, die ja bereits vielfach, besonders in den Städten mit den Deutschen in geschäftlicher Verbindung stand, den letzteren viel weniger abgeneigt war, so wurde daselbst kein Reichstagsmitglied mehr gewählt, das nicht vorher in Bezug auf die schwebenden Fragen eine bestimmte Erklärung abgegeben. Als durch den Tod eines Senators, dessen Stelle erledigt ward, wählte man Silveira in dieselbe und dieser wurde dadurch ständiges Mitglied der ersten Kammer, hatte somit Anlaß, unausgesetzt Rechte und Ansprüche seiner dankbaren Schüllinge zu vertreten.

Mit der dem Südländer eigenen Lebhaftigkeit ergriff er jede Gelegenheit und brachte endlich das ihm feindlich gegenüberstehende Ministerium zu Falle. Der drüben vielfach genannte Staatsrath Saraiva, der mit der Bildung des neuen Ministeriums beauftragt war, bekannte sich zur Partei des directen Wahlmodus. Doch die deutsche Sache blieb noch immer zweifelhaft. Was konnte denn die eine Provinz gegen die übrigen neunzehn des Reiches durchsetzen? — da trat noch ein günstiger Umstand hinzu, der entscheidend wurde. Der alte General Camara, der gefeierte Sieger über den Tyrannen von Paraguay, wurde Kriegsminister und erinnerte sich der Dienste, welche in dem Feldzuge gerade die Deutschen in seinen Truppen ihm geleistet hatten. Er war ja als Visconde von Pelotas, Landsmann des Silveira, diesem befreundet und trat auf seine Seite. Die Stimme des tapferen Kriegers fand mehr Gehör, als die des einfachen Senators, und als Camara die Gleichberechtigung für Naturalisirte und Nichtkatholiken in sein Programm aufnahm, konnte die Sache als entschieden betrachtet werden.

So begann denn im Reichstage der Kampf, dem das ganze Reich mit größter Spannung folgte. Der Klerus arbeitete in allen Gemeinden; die Zeitungen erhitzen sich. Von Porto Alegre, der Hauptstadt der Provinz, flogen die Telegramme nach der Reichshauptstadt, wo deren energische Sprache in der Presse wiederhallte; die Gegendemonstrationen nahmen einen drohenden Charakter an. Auch in den Kammern führten die Gegner ihre

bedeutendsten Redner in's Feld. Wer die politischen Bewegungen Brasiliens aus dem letzten Jahrzehent kennt, weiß, was es zu bedeuten hatte, wenn ein Cote gipe einen Antrag bekämpfte. Selbst der Kaiser, der seinem ganzen Bildungsgange nach, als Freund der Deutschen zu betrachten ist, aber damals zu fürchten schien, daß mit so bedeutenden Aenderungen der Verfassung der ganze Bau derselben wankend werden möchte, ließ durch seinen Vertrauten Bom Retiro unverhohlen seine Meinung sagen. Silveira betonte, daß man den achtbarsten, nützlichsten Mitbürgern die Rechte nicht versagen dürfe, die gegenwärtig der Sohu der Sclavin beanspruchen könne. Camara, Flores u. A. standen ihm bei. Doch die dunklen Wolken der Ungewißheit wollten lange nicht weichen. Die ganze conservative, weit überwiegende Mehrheit stand einstimmig entgegen. Man dachte auf der anderen Seite schon an ein Compromiß. Selbst Koseritz' „Deutsche Zeitung“, die der Willensmeinung der liberalen Partei den entschiedensten, begeistertsten Ausdruck verliehen und alle Hilfsmittel des Kampfes, die in den verworrenen Verhältnissen dem ungeschulten Auge sich leicht entzogen, mit genialer Scharfblicke hervorgeholt hatte, — selbst sie schien hoffnungslos zu werden, als das Erscheinen der Senatsbeschlüsse sich immer mehr verzögerte. Da erfolgte die Abstimmung. Mit nur drei Stimmen Mehrheit war zu Gunsten der liberalen Partei entschieden worden.

Der Sieg war schwer errungen, aber desto glänzender und gewichtiger erschienen. Dem ausschließenden Portugiesenthum und der religiösen Unbulsamkeit war der Todesstoß versetzt worden. Bis dahin hatten Bürger, die nicht im Lande geboren und nicht der Staatsreligion zugethan waren, zwar Steuern zahlen müssen, Geschworene sein und den Dienst der Nationalgarden leisten, selbst in's Feld rücken müssen, wenn ein Kriegsfall eintrat, sie hatten aber über Stadt und Provinz hinaus noch nicht an der Gesetzgebung und Regierung des Landes Theil nehmen dürfen. Jetzt stehen sie, wie in Nordamerika, der eingeborenen Bevölkerung ganz gleich, nur mit dem Unterschiede, wie Koseritz ganz richtig bemerkt, daß die Deutschen in Brasilien einer weit weniger rührigen Classe von Mitbürgern gegenüber, mehr Aussicht haben, ihre nationale Eigenart zur Geltung zu bringen. Mit Recht richtete von dieser Zeit an die „Deutsche Zeitung“ an unsere Landsleute in Brasilien die Mahnung, so weit sie im Lande zu bleiben und nicht bloß vorübergehend sich daselbst aufzuhalten gedächten, sich nun auch wirklich naturalisiren zu lassen, um das deutsche Element thatsächlich zu unterstützen und zu fördern.

Aber noch hatte sich nur der erste Act des großen Vorganges abgepielt. War die Gleichberechtigung des fremdher aufgenommenen Elementes auch gesetzlich gewährleistet, so fehlte, bei der Minderheit der Nichtportugiesen und Nichtkatholiken, doch noch viel, sie auch in der Wirklichkeit durchzuführen. Da kam den Riograndensern Hilfe, wo sie solche wohl am wenigsten gesucht haben mögen. In einer anderen Provinz des Reiches hatte sich, zwar viel später, doch mit ähnlichem Erfolge eine neue deutsche Bevölkerung festgesetzt und zur Entfaltung gebracht, die unmittelbar nach



jenen entscheidenden Vorgängen mit auf den Schauplatz trat und das An-  
gefangene mit Glück fortsetzte.

Zu dieser neuen Entwicklung deutschen Lebens in Brasilien hatten  
Ereignisse den Anstoß gegeben, die ihrer Zeit diesseits des Oceans, namentlich  
in Deutschland wenig Beachtung gefunden und doch für uns von jetzt noch  
gar nicht zu berechnenden Folgen gewesen sind. Im Jahre 1843 hatte sich  
nämlich der Sohn des Königs Louis Philipp, der Herzog von Lotruville  
mit der Prinzessin Dona Francisca, Schwester des jetzigen Kaisers  
Pedro II. von Brasilien, vermählt. Später trat noch des Ersteren Neffe,  
Sohn des Herzogs von Orleans, der Graf d'Eu als Gemahl der ältesten  
Tochter des Kaisers in ein ähnliches Verhältniß. Nach dem Staatsgesetze  
hatten die Prinzessinen vom Reiche eine Mitgift zu erhalten und hierzu wurde  
von der Regierung der obere Theil der nördlich von Rio grande gelegenen  
Provinz Sta. Catharina ersehen — damals ein so gut wie werthloses  
Besitzthum, denn diese Gegenden waren fast menschenleer. Ungeheure Wal-  
dungen bedeckten das ganze Gebiet, nur von wilden Indianerhorden, vom  
reißenden Saguar und trägen Tapir durchzogen. Aber der intelligente Prinz  
gedachte seinen neu erworbenen Besitz nutzbar zu machen; er beschloß zu  
colonisiren, und wandte sich mit seinem Plane naturgemäß zuerst an seine  
Landsleute. An einem außerordentlich günstigen Platze, dem südlichen Ab-  
hänge der Halbinsel Ilha de Sahy, am Ufer des heutigen Hafens von  
San Francisco, wurde eine französische Colonie angelegt. Aber die  
Franzosen sind keine guten Colonisten, nicht im Stande, den Urwald zu  
lichten. Die ganze Anlage war nach einiger Zeit zerfallen und verfliegen.  
Noch heute bezeichnen nur wenige Gehöfte in anderem Besitze den Platz,  
wo sie ehemals sich befunden.

Nach Fehlschlagen dieses Versuches wandte sich der Prinz nach Hamburg,  
wo sich i. J. 1849 ein Colonisations-Verein gebildet hatte. Er trat diesem  
bedeutende Strecken seines Landes ab, betheiligte sich am Vereine durch  
Uebnahme einer beträchtlichen Anzahl von Acten und sandte selbst den  
ersten Beauftragten zur Anlage der neuen Colonie. Man errichtete dieselbe  
nicht wieder am alten Platze, sondern mit Rücksicht auf das gelbe Fieber,  
das seit seiner Einschleppung aus New-Orleans die brasilischen Küsten  
oft schwer heimsucht, weiter im Innern des Landes. Die Anfänge der neuen  
Colonie, die zu Ehren der Gemahlin des Prinzen Dona Francisca  
genannt wurde, waren auch diesesmal schwer genug. Ein Augenzeuge der-  
selben, der jetzige deutsche Consul D. Dorf fel beschreibt sie in seiner 1882  
herausgegebenen Schrift über die Colonie in drastischer Weise: „Schier  
einunddreißig Jahre ist es her, daß zwei Segelschiffe — das Schiff „Colon“  
von Hamburg, mit 118 Deutschen und Schweizern, und das Schiff  
„Marrew“ von Rio de Janeiro, mit 74 Norwegern, die ursprünglich nach  
Californien gewollt hatten, — fast zu gleicher Zeit in den Hafen von San  
Francisco einliefen und die ersten Auswanderer einführten, welche in den  
Tagen vom 7. bis 9. März 1851 auf der Colonie eintrafen.“

Aber was war damals diese Colonie? Eine Sichtung von etwa 12 Morgen Flächenraum in einer von Hügeln umgebenen Ebene, mit sumpfigem Boden, weil das Wasser nirgends Abfluß hatte, ringsum von dichtem Urwalde, wie von einer Mauer eingeschlossen — und auf dieser Sichtung, außer Baumstümpfen, nichts als zwei lange, mit Palmblättern gedeckte Baracken, in welchen die Directionskanzlei, das Proviantmagazin, die Wohnung des Ingenieurs und seiner Arbeiter sich befanden und um noch die 192 Einwanderer mit Sack und Pack untergebracht werden sollten. Unglücklicher Weise regnete es dabei, was vom Himmel herunter wollte, und der Regen schien zur Sindsfluth werden zu wollen; denn es goß weiter fast Tag und Nacht in einem fort sechs Wochen lang, und wenn zwischen- durch ja einmal die Sonne durch die Wolken brach, da brannten ihre Strahlen dermaßen auf, daß es förmlich brodelte in diesem Urwaldkessel und die darin zusammengedrängten Menschen schier verzweifeln zu müssen glaubten. Von oben Mäße, von unten Mäße, überall Brodem und Schmutz und dazu ganz ungewohnte, für solche Verhältnisse wenig zeeignete Nahrung! Kein Wunder, daß viele dieser ersten Einwanderer erkrankten, daß nicht wenige der Erkrankten in Kurzem dahin starben, und daß die Wenigen, denen es wieder fortzukommen gelungen war, die gerühmte Colonie ver- wünschten und als ein gräuliches Regen- und Sumpfloch verachteten.

Dieses ehemalige Sumpfloch ist jetzt ein freundliches Städtchen mit hübschen Häusern und Villen in ewig blühenden und tragenden Gärten, unter Drangen und Palmen, der Wald auf viele Meilen ringsum gelichtet und zu Feldern, Pflanzungen und Weiden umgewandelt, von Straßen durch- zogen, mit anderen Orten verbunden, die meistens deutsche Namen tragen. Die Colonie hat gegenwärtig ungefähr den Umfang des Herzogthums Braun- schweig und eine Bevölkerung, die so überwiegend unserer Nationalität an- gehört, daß man dort recht wohl leben kann, ohne ein Wort portugiesisch zu verstehen und in geselliger Beziehung die Heimat gar nicht vermisst.

Ungefähr um dieselbe Zeit war auf Regierungslande und weit größerem Gebiete die Colonie Blumenau gegründet, mit ihren Tochtercolonien südlich von Dona Francisca an dem Hauptflusse der Provinz, dem Sta- jahy gelegen und auf äußerst fruchtbarem Boden gedeihlich sich entfaltend. Noch andere deutsche Colonien finden sich in der Provinz zerstreut, welche an räumlicher Ausdehnung dem Königreiche Bayern gleichkommt, aber nur 200,000 Einwohner zählt. Auch hier hat sich das deutsche Element ähnlich entwickelt, wie in Riogrande. Steht es wegen der kürzeren Dauer seiner Niederlassung auch noch in materieller Beziehung nicht so hoch, wie in der Nachbarprovinz, so gibt es dieser in geistiger Beziehung doch nichts nach und hat namentlich in Herausbildung einer außerordentlich reinen und wohlklingenden Sprache bereits Culturerrungenschaften zu verzeichnen, die unsere Beachtung verdienen. Bei der außerordentlich schwachen Bevölkerung der Provinz hat sich das Vernehmen zwischen den einheimischen und fremden Bewohnern von vornherein befriedigender herausgestellt, als in anderen Theilen des Landes. Namentlich seitdem durch die vorhin beschriebenen

Erfolge die politischen und kirchlichen Unterscheidungen hinweggeräumt sind, ist die Eintracht zwischen den einzelnen Elementen der bürgerlichen Gesellschaft nicht genug zu loben. Wie Verfasser selbst aus der Erfahrung bezeugen kann, leben wenigstens in der erstgenannten Colonie die verschiedenen Rassen, Nationalitäten, Confectionen und selbst die Nachbarn in tiefstem Frieden neben einander und sind in gemeinsamer Thätigkeit, je nach Maßgabe, beflissen, ihr herrliches Land auf die Höhe der Cultur zu heben, welche demselben durch seine Naturanlage gesichert ist.

Zwar bestanden und bestehen auch in Sta. Catharina die Parteien, welche in Brasilien wie in anderen constitutionellen Staaten das politische Leben beherrschen, die Liberalen und die Conservativen, welche zwar nach den geschilderten Vorgängen, ähnlich wie es jetzt im deutschen Reiche geschieht, vollständig ihre Positionen gewechselt hatten. Wie Silveira und seine Anhänger ihren Sieg dem geschloßenen Widerstande der Conservativen, d. h. der Altbrasilianer, hatten abringen müssen, so waren damit deren bisherige Gegner, die Liberalen an's Ruder gekommen. Dennoch war die Zahl derjenigen, welche in den alten Zuständen ihren Vortheil fanden, zu groß und ihre Interessen zu maßgebend, als daß sie sich nicht sogleich wieder unter der Fahne der herrschenden Partei hätten zusammenfinden sollen. Die früheren Conservativen nannten sich von nun an und nennen sich heute noch die Liberalen, während ihre ehemaligen Führer sich im heutigen Lager der Conservativen geschaart haben. Sene bestehen, der That nach, hauptsächlich aus dem Klerus und den Sklavenhaltern, unter diesen befinden sich alle Staatsmänner, welche das Wohl und den Fortschritt des ganzen Reiches im Auge haben, und die in richtiger Einsicht diese, hauptsächlich durch eine gesteigerte, aber wohl organisirte Einwanderung erreichen wollen, die demgemäß zugleich dahin trachten, daß die für die Eingewanderten errungenen Rechte nicht bloß gesetzliche, sondern auch thatsächliche werden, nicht bloß auf dem Papiere stehen, sondern auch in greifbaren Umordnungen der bürgerlichen Gesellschaft sich bemerkbar machen.

Wiederum war es der Einfluß der Deutschen und zwar diesmal der Deutschen in Sta. Catharina, welche Rath schafften. Ihrer Vereinbarung vor den letzten Wahlen und den durch ihre imponirende Einigkeit bewirkten Hinüberziehung der besseren einheimischen Elemente von beiden Parteien gelang es, einen Namen aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen, der seitdem einen so bedeutamen Klang erlangt hat, wie der Silveiras. Alfred d'Ecragnoles Taunay, der gegenwärtige Deputirte der Provinz Sta. Catharina, gab sogleich nach seinem Auftreten das Stichwort für eine dritte Partei, den „*partido da imigracion*“ (Partei der Einwanderung) aus und damit dem ganzen Staatsleben eine neue, feste Richtung. — Es würde zu weit führen und könnte auch europäische Leser nicht hinreichend interessiren, wenn wir im Einzelnen darlegen wollten, wie auch er einem manchmal sehr hartnäckigen Widerstande gegenüber seine Stellung behauptet. Nur kurz sei hier erwähnt, daß er die Ausnahme in das brasilianische Bürgerrecht, die bis dahin immer noch an manche erschwerende Bedingungen

geknüpft und mit Unkosten verbunden war, einfach von der Erklärung des die Aufnahme Begehrenden, sowie vom Nachweise eines ehrenhaften Unterhaltes und unbescholtenen Rufes abhängig gemacht und von allen Kosten befreit hat. Auf seine Veranlassung sind auch große, durch das ganze Reich sich erstreckende Colonisations-Vereine gegründet worden.

Alle diese Thatsachen, in welchen das bewegende und eigentlich schöpferische Element wohl hinreichend sich selbst charakterisirt, erfahren erst ihre hinreichende Würdigung, wenn dargethan wird, auf welchem Boden und mit was für Aussichten dieselben unternommen und durchgeführt worden. Bei einer Bevölkerung, die trotz ihrer anfänglichen numerischen Schwäche sich so standhaft, eifrig und in jeder Beziehung tüchtig erwies, können wir voraussetzen, daß sie nicht in so langwierige und schwere Kämpfe sich begab, wenn sie nicht den Preis des Kampfes vor Augen, ja in Händen besaß, und nur darum stritt, sich desselben recht zu vergewissern und in ihrer Hand nutzbarer zu machen. Um Rang und Ehren ist es den Deutschen in Brasilien vorläufig noch wenig zu thun. Es sind ja immer nur Wenige, welche die höchsten Staffeln der Staatswürden hinaussteigen. Das Augenmerk der Deutschen war ihr Grund und Boden, den sie bewirthschafteten und ihrer Familie erhalten wissen wollten, war überhaupt jedes Arbeitsgebiet, das sie geschaffen und cultivirten und vollständig auszunutzen begehrt. Deshalb mußten sie streben, in der Gesetzgebung einer richtigen Politik und Wirthschaft das Wort reden zu können. Werfen wir einen Blick auf dieses Arbeitsfeld.

Bodengestaltung und Klima der Provinz Sta. Catharina sind so wunderbarer Art, daß sie fast alle Zonen und damit die Vegetation aller Erdgürtel in sich vereinigt und entweder in unmittelbarer Nachbarschaft oder in einer Trennung von wenigen Meilen die Producte des heißen Südens und des rauhen Nordens zeitigt. Da sieht man die Kiefer unserer Nadelwälder neben der Dattelpalme des Nil; die Orangen Italiens wachsen zwischen den Caffeebäumen Arabiens; die köstlichen Trauben von Malaga, Madeira und Cypern reifen neben den nicht minder köstlichen Bananen und Ananas. Im dortigen Winter zieht man alle europäischen Gartengemüse in äußerster Fülle und Güte und das ganze Jahr hindurch erntet man die einheimischen Früchte, unter welchen sechs bis sieben Arten von Knollengewächsen unsere Kartoffel, die übrigens ebenfalls dort gedeiht, ersetzen oder übertreffen. Und von mehreren Gattungen derselben dürfen nur die Spigen des Laubes in die Erde gesteckt werden, um in einigen Monaten eine neue Ernte zu geben. Im wärmeren Küstenstreiche baut man Reis und Zuckerrohr, auf den Höhen Tabak und Mais, im Gebirge, wo die Colonien San Bento, Reichenberg, Pechelbrunn und Oxford liegen, sieht man wogende Kornfelder und deutsches Obst.

Ein Hauptproduct des Gebirges und einen der wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes bildet der einheimische Thee, auch Paraguay-Thee, dort Maté genannt, das Blatt eines großen Waldbaumes, das gepflückt und über einem Holzfeuer gedörret, sodann gestampft, in Fäßer gepackt und um

die ganze Küste von Südamerika verjant wird. Zwar gedeiht auch der chinesische Thee in der Provinz; aber der landesübliche hat als kühlendes, beruhigendes Getränk so hervorstechende, wohlthätige Eigenschaften, daß er dort immer das Erzeugniß des himmlischen Reiches überbieten wird. Auch ein Gewürzstrauch wächst oben, eine Art Lorbeer, dessen Blätter größer sind, als die des italienischen, auch gewürzreicher, aber im Geschmack mehr dem Nelkenpfeffer ähneln. Er wird bis jetzt wenig beachtet, könnte aber, gepflegt, ohne Zweifel einen ergiebigen Ausfuhrartikel nach Europa abgeben.

Bei Curitiba, der Hauptstadt der Nachbarprovinz Parana, wird bereits ein ganz trinkbarer Wein gekeltert, der noch besser sein würde, wenn er eine richtigere Behandlung erführe. Die hügelige Bodengestaltung von Sta. Catharina mit zahlreichen der Sonne zugekehrten Bergabhängen scheint auch dieser Provinz die Bestimmung zu sichern, einmal als Weinland hervorzugehen. Es fehlt nur noch an Leuten, die Trauben zu kelteren verstehen. In den Colonien wird übrigens auch aus den dort im Uebermaß vorhandenen Drangen ein Wein bereitet, der sich recht wohl trinken läßt und wenn, freilich auch nicht nach Europa, doch bereits in's Innere des Landes ausgeführt wird. — Der Maulbeerbaum kommt sehr gut fort und weil er das ganze Jahr grün bleibt, müßte die Zucht der Seidenraupe um so besser gedeihen, als diese im Jahre drei bis vier Generationen erzeugt. Fehlen auch noch die kundigen Hände, welche die Seide selbst zu gewinnen verständen, so würde es doch schon Gewinn bringen, wenn nur die Eier nach Italien versandt würden. Dieses bezieht jährlich für Millionen dergleichen aus Japan, welchem wegen der größeren Nähe Brasilien einen bedeutenden Vorsprung abgewinnen könnte. Uebrigens kommen im letzteren Lande noch mehrere andere Spinner vor, deren Cocons einen feinen Webestoff liefern.

Aus dem wärmeren Küstenstriche sind noch zwei andere Pflanzen aufzuführen, die durch vermehrten Anbau eine große Bedeutung gewinnen könnten. Dahin gehört zunächst die Luffa-Gurke, deren inneres Gewebe bereits in Europa eingeführt und als Schwamm verwendet wird. Der Werth dieses eigenthümlichen Productes könnte aber noch bedeutend gesteigert werden, wenn das Anfangs sehr zarte, silberweiße Geflecht den jüngeren Früchten entnommen und sorgfältiger bereitet, zu Puzmacherarbeiten, wie Damenhüten, Taschen u. s. w. verwendet würde, wie es drüben bereits geschieht. Der Ertrag der genannten Gurke ist so groß, daß Verfasser einmal von einer einzigen Staude 146 Früchte erntete. — Die andere Pflanze ist der sogenann. Melonenbaum (*Carica papaja*), der sich überall selbst säet, rasch aufschießt und schon vom zweiten Jahre an ohne Ende mit oft kopfdicken, wohlschmeckenden und so gesunden Früchten behangen ist, daß diese oft in rohem Zustande von Aerzten gegen Verdauungsstörungen verordnet werden. Kurz vor der Reife enthalten diese Früchte eine Menge weißlichen Saftes, der fast aus reinem Pepsin besteht. Hat dieser letztere Stoff in unserer Medizin auch nicht mehr die Geltung, die ihm noch vor Kurzem zuertheilt wurde, so besitzt er doch die Kraft, das zähste Kochfleisch mürbe zu machen. Dazu genügen zwei bis drei Tropfen;

ja, die Wirkung wird erzielt, wenn man das Fleisch einige Stunden vor dem Kochen in ein Blatt dieses Baumes einwickelt.

Manche Gewächse, die wir nur als Zierpflanzen kennen, geben dort Früchte, so die Passionsblume, die in mehreren Arten vorkommt und Aepfel trägt, die im Geschmack unserer Stachelbeere gleichen. Auch die Früchte des Maulbeerbaumes geben eine angenehme Speise. Andere, wie die süßen Ameiras (spr. Amenscha), könnten wir nur mit fremden Namen nennen, welche hier keine rechte Vorstellung geben würden. — Aus den Blumen des Waldes saugen die Bienen einen kostbaren Honig. Erst die Colonisten haben angefangen, dieselben nach europäischer Weise zu züchten und versenden bereits das krystallreine, aromatisch schmeckende Product in großen Ladungen nach Europa.

Jagd und Fischfang sind in Brasilien überall frei. Ist die erstere auch nicht sehr ergiebig wegen der Dichtigkeit des Waldes, die ein Vordringen in demselben außerordentlich erschwert, so könnte doch in den zahlreichen Buchten und Flüssen der Fischfang weit mehr ausgebeutet werden, als es bis jetzt geschieht. Doch wird auch gegenwärtig schon eine kleine Art von Krebsen, die Camerons, im Lande selbst als Leckerbissen viel verzehrt und eingemacht nach außen verschickt. Die Austern von St. Catharina gelten als die feinsten von allen bekannten Arten. In der Viehzucht, durch Bereitung von Butter und Käse hat schon mancher Colonist sich zum wohlhabenden Manne hinaufgearbeitet und doch könnte, wenn die Einwanderer mehr vom herrschenden Systeme oder vielmehr der Systemlosigkeit abgingen und eine rationelle Milchwirtschaft einführten, diese noch viel ergiebiger gemacht werden. Die Brasilianer lassen die Rinder, oft Tausende von Stücken ohne Aufsicht und Wartung in den Wäldern und den Sämpen der Hochebene umherlaufen und züchten nur für den Fleischgewinn, indem sie auf Milch und deren Producte ganz verzichten. So hat sich mit der Zeit eine große, schwere Race herausgebildet, die aber wenig Milch gibt. In Blumenau sind bessere Milchracen aus Europa eingeführt und geben reichlichen Ertrag, der bereits den Verbrauch der Colonie übersteigt. Weiden müssen zwar wie bei uns die Wiesen angelegt und gepflegt werden; aber an guten Futterkräutern ist Ueberfluß vorhanden. Der Capin, der den besten derselben gezählt werden muß, hat ein solches Wachsthum, daß er auf gutem Lande mehrmals im Monate geschnitten werden kann. Aus Quatemala ist jüngst die Ebersinte eingeführt, eine Art Zuckerrohr mit reicher Blattentwicklung, so daß ein Busch den Tag über zwei Kühe nährt. Es wird von Pferden wie Rindern gleich begierig gefressen, erreicht auf feuchtem Boden eine Höhe von 14 Fuß und steht, abgeschnitten, in einigen Wochen wieder ausgewachsen da. Um für den Winter grünes Futter zu haben, säet man Hafer. Knollenfrüchte gibt es für Rinder und Schweine in reicher Auswahl; für erstere insbesondere die Arrowrootwurzel, für letztere die Inhame; Pferde werden neben der Weide mit Mais gefüttert.

Der Wald steht voll der kostbarsten Nuzhölzer, sowohl für Bau- wie für Tischlerarbeiten und andere Zwecke. Es wäre nur zu wünschen,

daß mit der Waldbrodung keine so entsetzliche Waldverwüstung betrieben würde. — Das schwarze Canellaholz wird, um nur Einiges anzuführen, vorzugsweise gern zum Bauen verwendet, da es der Fäulniß selbst in der Masse, dem Termitenfraß und, wie man sagt, selbst dem Feuer widersteht. Das Araribaholz gewinnt, polirt, fast den Glanz und die Durchsichtigkeit des Bernsteins. Das sog. Cedernholz ist uns aus den Cigarrenkisten bekannt, findet drüben aber auch noch mannigfache weitere Verwendung. Zu den nützlichsten Bäumen gehört die sehr häufig wachsende Kohlpalme, deren noch unentfalteter, im oberen Stammende beschlossener Blätterkern ein Gemüse gibt, welches unserm Spargel gleicht, während eine Art, die schwarze Palmite, deren Stamm sich leicht der Länge nach spalten läßt, die besten Zannlatten liefert. Eine besondere Erwähnung verdient noch die Brasillfichte, der einzige Baum dieser Gegenden, der massenweise oft große Flächen bedeckt, während die übrigen Baumarten im Walde, wo sie sehr von den Schmarozern zu leiden haben, meistens in reicher Auswahl, aber immer nur vereinzelt vorkommen. Die Vinheera (Vinjeera), wie jene Richte genannt wird, wächst in geraden Stämmen von 100 bis 150 Fuß Höhe und Meter Dicke empor, trägt im Alter nur an der obersten Spitze Zweige mit kleiner, oben abgeplatteter Krone, während der untere Stamm ein ganz reines Holz liefert, das wegen seines Harzgehaltes sehr dauerhaft ist und zu den verschiedensten Zwecken sich verwenden läßt. Am liebsten wird es zu Brettern verschnitten, womit bereits zahlreiche Sägemühlen beschäftigt sind. Zu kurzen Blöcken zerlegt, läßt es sich leicht mit der Art spalten und gibt die besten Schindeln. Von bisher noch nicht genug erkannter Wichtigkeit aber sind die Astansätze im Innern des Stammendes, die sogenn. Pinnknollen, starke herzförmige Gebilde von solcher Härte, daß sie noch unberührt liegen, wenn der gefällte Stamm bereits in Moder aufgelöst ist. Dem Gefüge der Masse dem Buchsbaum ähnlich, doch von dunklerer Farbe geben sie ein vorzügliches Drechslermaterial, das sich bis zur Durchsichtigkeit bearbeiten läßt.

Bäume, welche gute Gerb- und Farbestoffe liefern, sind in Menge vorhanden. Die europäischen, wie Nuß-Hölzer und Pflaumen aus anderen Welttheilen hat man mit Erfolg eingeführt. Der Zimmetbaum, der Holland reich gemacht, gedeiht in St. Catharina vortreflich, desgleichen das ostindische Betivergras, dessen Wurzel ein kostbares wohlriechendes Del gibt. Daneben sieht man die deutsche Eiche, die Weide, den Flieder u. a. Mit der italienischen Kastanie, Olive, Mandel u. s. w. hat man erst angefangen Versuche zu machen.

Der Mineralreichthum von St. Catharina ist noch nicht hinreichend untersucht. Doch kommt Eisen in Menge vor und liegt in den Bergen als Magneteisen zum Theil offen zu Tage. Porzellanerde, trefflicher Töpferthon, Oker von den verschiedensten Farbönen finden sich in mächtigern Lagern Material für Glasfabrikation und vieles Andere harret auf künftige Verwendung.

Besser bekannt ist die Provinz RioGrande, obwohl auch sie noch viele undurchforschte Gebiete umfaßt. Hat sie den tropischen Charakter auch schon mehr abgestreift, so daß vom Anbau des Caffees, des Zuckerrohres u. dgl. kaum noch die Rede sein kann und die Banane nur in geschützten Lagen noch eßbare Früchte trägt, so gedeihen die europäischen Getreidearten, Gartenfrüchte und Obstsorten um so besser. — Im Norden umflossen von einem der Riesenströme des südamerikanischen Binnenlandes, im Innern von einem ebenfalls schiffbaren Flußsysteme und zahllosen kleineren Wasserläufen durchzogen und an verschiedenen Stellen mit der See verbunden, bietet diese Provinz, die an Umfang die halbe Größe des deutschen Reiches erreicht, eine von der Natur so begünstigte Lage, wie wenige andere Gebiete der Erde sie aufweisen können. In der nördlichen Hälfte mit weitgedehnten Hochebenen und Wäldern ausgefüllt, steigt das Land mit jähren Schluchten oder sanftgeneigten Abhängen zur Mitte herab, wo die Binnenslüsse an ihren fruchtbaren Ufern dem größten Theile der deutschen Colonien Raum und Absatzwege gewähren. Nach Süden dehnen sich ebenso weite Campländereien, noch von einzelnen Höhenzügen, sowie von größeren Flüssen durchschnitten, die bis jetzt noch, nur von einzelnen Ansiedelungen unterbrochen, fast ausschließlich als Weideland benutzt werden.

Die bessere Durchforschung der Provinz verdankt man vorzugsweise den Ingenieuren, welche sich gleichzeitig mit der deutschen Einwanderung einfanden. Durch sie ist namentlich der Mineralreichthum, wenigstens nach seinem Vorhandensein aufgedeckt. Bis er thatsächlich entsprechend ausgebeutet wird, dürfte bei der spärlichen Bevölkerung des Landes — die ganze Provinz zählt gegenwärtig kaum 600.000 Einwohner — wohl noch geraume Zeit anstehen. Erst die Steinkohle hat man angefangen zu gewinnen, die in mächtigen Lagern die Mitte der Flußniederung durchzieht, und an günstigster Stelle, bei San Seronymo, am Ufer des regelmäßig von Dampfern befahrenen Tacuhy dem deutschen Unternehmungsgeiste Gelegenheit geboten hat, sich in ausgiebigster Weise zu bethätigen. Es wird dort eine Kohle gewonnen, die der von New Castle gleichkommt. Neben den Kohlenschichten ziehen sich ebenso mächtige Lager von Eisen hin, die indeß, wie in St. Catharina, bis jetzt völlig unberührt liegen. Auch Gold, Silber, Kupfer und Blei sind nachgewiesen und werden in der künftigen Entwicklung des Landes eine Rolle spielen.

Längst ausgenutzt werden indeß die in RioGrande in erstaunlicher Menge vorkommenden Halbedelsteine, wie Achate, Onyx und Jaspis, die bekanntlich den großen Schleifereien zu Idar im Hunsrück und im Fürstenthume Birkenfeld fast ausschließlich das Material liefern. Ausgedehnte Marmorlager bieten einen Stein, der, neben farbigen und gesprengelten Sorten, dem weißen italienischen gleichkommt und vielleicht einmal, wenn die deutsche Bildung zu weiterer Entfaltung gelangt ist, in dem an Naturschönheiten so reichen Lande auch für eine neu erstehende Kunstpoche das Material liefern wird.



Fast alle Gebirge der südlichen Provinzen Brasiliens bestehen aus Urgestein und liefern, da sie verhältnißmäßig späten Ursprunges zu sein scheinen, in außerordentlich festem Granit, Gneis u. s. w. ein treffliches Material für Haus-, Weg- und Wasserbauten. Ein Vorzug Riograndes sind bedeutende Kalklager, welche in St. Catharina bis dahin nur der Sage nach existiren. Auch hydraulischer Kalk (natürlicher Cement), sowie gutes Material für Schleifsteine kommt vor. Wie in letztgenannter Provinz finden sich auch vorzügliche Mergel, verschiedene Thonarten, Ziegelerde, Farberden, Schwefelkies u. s. w. — In Riogrande kommt bereits auch das Thierreich mehr in Betracht. Ottern, Marder, Wiesel u. s. w., die bis jetzt nur erlegt werden, wenn sie irgendwo Schaden anrichten, könnte man auch ihrer feinen Felle wegen jagen. Auf den Hochebenen ziehen große Herden von Straußen, deren Federn zwar denen der afrikanischen Strauße nicht gleichkommen, aber dafür einen Ersatz bilden werden, wenn diese noch seltener und theurer geworden, als schon jetzt. Auch hier enthalten alle Gewässer einen Reichthum von wohlgeschmeckenden Fischen. Den Hauptreichthum der Provinz bildet noch immer die Viehzucht; die Ausfuhr von getrocknetem Fleisch, Häuten, Hörnern u. s. w. beträgt jährlich viele Schiffslasten. Nicht weniger kommt in Betracht, daß sie dem Ackerbau billige Rinder und Pferde liefert. In dem Maße, wie durch letzteren die Viehzucht zurückgedrängt wird, geht das Land in die Hände der Colonisten über und erschließt sich einer intensiveren Ausnützung. Schon seit einiger Zeit haben die Besitzer der oft mehrere Quadratmeilen umfassenden Weidplätze angefangen, ihr Grundeigenthum zu parcelliren oder selbst Colonien zu gründen. — Zum Schluß sei noch bemerkt, daß in beiden besprochenen Provinzen die Ziege vorkommt, das Schaf aber, mit dem man in St. Catharina bis jetzt vergeblich Versuche angestellt hat, nur in Riogrande zu gedeihen scheint. Das zahme Geflügel ist überall in Menge vorhanden.

Was das Pflanzenreich betrifft, so erwähnten wir schon, wie in Bezug auf tropische Culturen das kältere Riogrande dem wärmeren Küstenstriche von St. Catharina nachsteht. Das Zuckerrohr dient dort nur noch zur Spiritusfabrikation. Doch möge hier besonders hervorgehoben werden, daß der Zuckerbrauntwein, die sogen. Cachaca, wenn dieselbe einige Jahre lagert, einen vorzüglichen Rum gibt. Nur im Anfange ist dieses Getränk, das leider gerade in den Colonien noch eine zu große Rolle spielt, fuselhaltig und deshalb schädlich. In Brasilien aber wäre volle Gelegenheit gegeben, einen Export wie aus Jamaica ins Werk zu richten, wenn hier wie dort eine rationelle Behandlung Platz fände. Der Reisbau ist, obwohl noch gar nicht lange aufgenommen, in steter Vermehrung begriffen; der Tabak kommt dem von Bahia gleich und schon jetzt werden jährlich an 30.000 Centner ausgeführt. Es gibt Colonien, wie St. Cruz, die allein durch jetnen Anbau reich geworden sind. Dritt die Baumwolle, für die es auch in St. Catharina zu naß ist, auch gegen die von San Paulo zurück, so wachsen dafür in Riogrande Hanf und Flachs. Uebrigens gibt es, was hier nebenbei bemerkt werden möge, in Brasilien zahlreiche Faser-

stoffe, wie die Bananen, einige Arten wilder Ananas u. a., aus welchen feine oder grobe Gewebe, auch Papier gefertigt werden könnten, an welche aber noch gar nicht die Hand gelegt wird. In St. Catharina hat man angefangen, die in neuerer Zeit sehr in Aufnahme gekommene Kameesstaude aus China zu bauen und kaum eingeführt, wuchert sie bereits wie Unkraut. Das europäische Obst, welches weiter nach Norden sich noch nicht hat acclimatiziren wollen, gedeiht im Süden sehr gut und man hat dort Äpfel, Birnen, Quitten, Pflaumen und Nüsse in vorzüglichen Sorten. Bekanntlich liefert die noch südlicher gelegene Republik Uruguay ein Obst, welches dem von Südtirol vollständig gleichkommt. Vielleicht wird die brasilianische gemäßigte Zone denselben Vorzug erlangen, wenn sie ihre Culturen erst aus dem Tieflande der Colonieen auf das Hochland versetzt, und sie wird dann damit um so mehr prosperiren, als sie den Vortheil der fleißigeren und gewandteren Hände besitzt.

Wein wird in Rio Grande bereits ziemlich viel gekeltert. Die Bierbrauerei steht, wie sich das in einem warmen Lande mit so ausgebreiteter deutscher Bevölkerung nicht anders erwarten läßt, in hohem Schwunge. — Der Wald umfaßt daselbst ziemlich dieselben Holzarten wie die zuerst besprochenen Gebiete. Auch hier findet man den Matebaum, die Brasilfichte und andere. Nur kommt für Rio Grande in Betracht, daß der Wald Hunderte von Quadratmeilen bedeckt, und der künftigen Industrie oder Ausfuhr unabsehbares Material zuführen wird.

Wollen wir aber die Productionskraft des südbrasilianischen Bodens in allen ihren Beziehungen kennzeichnen, so müssen wir hervorheben, daß darauf wohl nichts so gut gedeiht, wie die deutsche Familie. Haushalte mit 10 und 12, ja mit 20 Kindern sind nicht eben selten, und sind dort immer ein Segen, die beste Bürgschaft für das Vorwärtskommen der Verwandtschaft wie der Gemeinde. Ohne diese außerordentliche Productivität des deutschen Elementes wäre es nicht möglich gewesen, daß das Land schon den Grad der Entwicklung erreicht hätte, den es in der That schon heute eingenommen hat. Während in den dreihundert Jahren, daß Brasilien sich in den Händen der Portugiesen befindet, diese trotz der anfänglich sehr beträchtlichen und seitdem stetig fortdauernden Einwanderung, trotz der massenhaften Aufnahme fremder Bevölkerung es nicht weiter bringen können, als das ganze ungeheure Reich bis heute mit 11 Millionen zu besetzen, haben die Deutschen in dem kurzen Zeitraum von etwa einem halben Jahrhundert allein in Rio Grande es bis auf 80.000 Seelen gebracht. Bei der fast hermetischen Abschließung aber, in welcher Brasilien bis ganz vor kurzem vor der deutschen Einwanderung gehalten wurde, ist unter der Menge dieser Bevölkerung die Zahl der wirklich Eingewanderten eine verhältnißmäßig geringe. Bei weitem die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung ist Nachwuchs, der dem Lande selbst entsprungen.

Aber so beredt bei dieser Berechnung die Zahlen auch sprechen, sagen sie doch keineswegs Alles, was hier geltend zu machen ist. Es fällt nicht so sehr ins Gewicht, in welcher Menge, sondern in welcher Position die

Deutschen ihren Platz behaupten. Denn neben der politischen und kirchlichen, gab es hier auch eine gesellschaftliche, wirthschaftliche, industrielle und merkantilische, ja bereits eine Stellung im Gebiete von Kunst und Wissenschaft zu gewinnen und zu behaupten. War im erstgenannten Bereiche nur eine Gleichberechtigung zu erlangen, konnte niemand verhindern, daß in allen anderen der Tüchtige und Thätige den Vorrang gewann. In welcher Weise dieses unseren Landsleuten gelungen, haben wir oben angedeutet. Was ihnen vorzugsweise zu statten kommt, ist, daß sie nicht, wie fast alle Glieder anderer Nationen, nur dem Lande einen kurzen Besuch abzustatten und sich schnell zu bereichern beabsichtigen, um sodann in die alte Heimat zurückzukehren. Die Deutschen suchen vielmehr im fremden Lande eine neue Heimat, und können dieses ohne Vorwurf, weil sie in der That ein von Menschen überfülltes, von der Natur äußerst stiefmütterlich behandeltes Land mit einem überaus herrlichen, verheißungsvollen vertauschen, dem nichts fehlt als die Menschen, die seine Schätze erheben und seine Wohlthaten genießen können. Geht man auch zu weit, wenn man jetzt schon bestimmen zu können die Miene macht, wann die ganze Provinz sich in deutschen Händen befinden werde, so ist doch zu constatiren, daß Grund und Boden gegenwärtig in schneller Bewegung begriffen sind und massenhaft in andere Hände, vorzüglich aber in deutsche übergehen. Denn während das Land unter dem ganz unrationellen Betriebe der Viehzucht, wozu es die Einheimischen seit Jahrhunderten ohne Wandlung und Fortschritt benützt haben, sich etwa mit 2 bis 3 Procent verzinst, kann da, wo man selbst bei hypothekarischer Sicherheit Capitalien gern gegen 8 bis 10 Proc. aufnimmt, Grund und Boden vom Ackerbauer leicht so bezahlt werden, daß die Verkäufer vom Kaufpreise weit höhere Zinsen haben, als unter dem alten Schlandrian von ihrem Lande. Sie lassen deshalb ihre Güter gerne abziehen mit ihrem Gelde in die Städte und leben hier bequemer und besser. Mehrere der blühendsten Ansiedelungen sind bereits auf solchen Territorien entstanden, die früher unter den Händen der Großgrundbesitzer nur zum geringsten Theile ausgenutzt wurden. Andere sind im Begriff zu entstehen.

Aber man darf nicht glauben, daß die Brasilianer, wenigstens die der südlichen Provinzen, so sehr in Indolenz versunken seien, daß sie überhaupt keiner Erhebung mehr fähig wären. Die Sklaverei hat daselbst nie die Rolle gespielt, wie in den nördlichen, heißen Landestheilen. Die Portugiesen in St. Catharina und Rio grande haben lebhaften Sinn, namentlich für den äußeren Glanz der Cultur und sind in ihrer Art eifrig bemüht, von derselben aufzunehmen, was ihnen paßt. Ist es auch kaum denkbar, daß ein Vollblutbrasilianer je Hacke und Spaten in die Hand nehmen oder Pflug und Egge führen werde, so sind sie doch gewandte Handelsleute und werden wohl auch einmal in der Industrie etwas leisten, das Letztere freilich immer nur mit Hilfe der Deutschen. Der Brasilianer ist deshalb mit Ausnahme gewisser Parteien auch immer geneigt, das deutsche Element bei sich aufzunehmen, namentlich weil er weiß, daß es

dem Lande verbleibt, während er auf alle Fremden, die mit der Absicht kommen, bald wieder fortzugehen, und vor allen auf seine eigenen Landsleute, die europäischen Portugiesen, scheelüchtig herabsieht.

In den größeren Colonien lernen deshalb die Brasilianer auch eifrig deutsch, in ihren Schulen ist dasselbe bereits feststehender Gegenstand des Unterrichtes. Das Deutsche ermöglicht ihnen dort nicht nur die volle Entfaltung ihres Geschäftslebens, sondern gewährt ihnen auch erst den Zutritt zu manchen Genüssen der Cultur, die ihnen sonst ganz abgeschnitten sein würden. In Joinville, dem Hauptorte der Colonie Dona Franziska, besuchen Brasilianer das deutsche Theater so eifrig, wie unsere Landsleute, obgleich sie est kein Wort verstehen. Bei allen Landesfesten, z. B. dem Geburtstage des brasilianischen, wie des deutschen Kaisers, wehen die Fahnen beider Nationen einträchtig neben einander. Wie aber das deutsche Wesen eine gewisse Uebermacht behauptet, zeigt sich darin, daß alles anderweitige Fremde eher in das Deutschthum als in das Portugiesenthum aufgeht. Was von der alten französischen Colonie noch übrig, ist deutsch geworden; desgleichen die oben genannten Norweger. Es gibt in Joinville Neger, ja sogar Angehörige des wilden Botokudenstammes, die nichts sprechen und verstehen als deutsch.

Als was dieses Land hervorgehen wird, wenn es erst einmal seine Einwanderung statt nach Hunderten, nach Tausenden zählt, wenn erst die Provinzen von Millionen bewohnt werden, wie dann namentlich der Handel zwischen diesen amerikanischen und den deutschen Küsten sich entfalten, was für ein Absatzgebiet sich dem deutschen Industrieerzeugnisse öffnen wird, kann Jeder leicht selbst ergründen. Das deutsche Indien, von welchem in neuerer Zeit so viel geredet wird und dessen wir so dringend bedürfen, liegt in der That vor uns. Wir dürfen es nur ergreifen; aber mit jener unglaublichen Verblendung, aus der wir uns in den verchränkten Verhältnissen der Gegenwart so schwer loswickeln, sind wir noch immer geneigt, eher einen Niegel vorzuschieben.

Damit nicht indeß auch wir in die Lage gerathen, etwas Bedenkliches zu sagen und falsche Ansichten zu verbreiten, betonen wir ausdrücklich, daß wir im Vorhergehenden nur ein Kampfgebiet und ein Arbeitsfeld haben schildern wollen. In den Ländern, von welchen wir berichtet, sind in der That dem wahren Fortschritte, der das Wohl der Menschen bezweckt und einer höheren Culturentwicklung Bahnen eröffnet, welche unsere trüben Himmelsstriche nie werden kennen lernen und von denen unsere Theoretiker und Principienreiter sich nichts träumen lassen. Aber denke noch niemand sich dort bereits zur Ruhe setzen zu können und gar ein Schlaraffenland zu finden. Auch unter Palmen und in ewig blühenden Rosengärten heißt es wie schon bei den Alten: „Vor die Jugend setzten die Götter den Schweiß.“

# Auszug aus den Statuten

des

## Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

§. 1. Der Verein, mit dem Sitze in Prag, hat den Zweck gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten.

§. 2. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: a) Gründung und Unterstützung von Bibliotheken, b) Empfehlung und Verbreitung von Druckwerken, welche dem Zwecke des Vereines entsprechen, c) Herausgabe solcher Schriften, d) Veranstaltung von öffentlichen Vorträgen, e) Bestellung von Wanderlehrern.

§. 3. Die Geschäftssprache des Vereines ist die deutsche. Ein Antrag auf Abänderung oder Aufhebung dieser Bestimmung ist als Antrag auf Auflösung des Vereines nach §. 17 zu behandeln.

§. 4. Die Mitglieder des Vereines sind: a) stiftende, b) ordentliche.

§. 5. Jedes ordentliche Mitglied hat einen Jahresbeitrag von mindestens 1 fl. zu entrichten. Das Vereinsjahr beginnt mit 1. Januar und endet mit letztem December.

Als stiftendes Mitglied kann aufgenommen werden, wer dem Vereine einen Beitrag von mindestens 25 fl. leistet. \*)

\*) Beitritts erklärungen wolle man an die Geschäftsleitung des Vereines in Prag (Nanaplatz 8) richten.

Von dem

### Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse

wurden herausgegeben und können durch jede solide Buchhandlung, sowie auch direct von der Geschäftsleitung des Vereines in Prag (Nanaplatz Nr. 8) gegen Francoeinsendung des Betrages bezogen werden:

**Populäre Gesetzkunde** mit Ausschluß des Verfassungsrechtes. Preis 30 Kr., bei Francoeinsendung 35 Kr. — Für Mitglieder des Vereines 20 Kr.

**Des Handwerks goldener Boden.** Von Dr. F. Stamm. Preis 25 Kr. Für Mitglieder des Vereines 15 Kr.

„Das Büchlein enthält so viele beachtenswerthe Winke für den Gewerbmänn und Solche, die ihre Söhne für den Handwerkerstand bestimmen, daß man ihm die weiteste Verbreitung wünschen muß.“  
„Die Sociale Frage.“

**Das Kind des Arbeiters.** Ein Volksbuch über Erziehung. Von Fr. Usher. Preis 25 Kr. ö. W. Für Mitglieder des Vereines 15 Kr.

„Ein Büchlein, wie es sich in jeder Bauern- und Bürgerstube finden sollte.“ („Natur.“)

**J. Lippert, Die Völker und Staaten der Erde.** Einer volksverständlichen Geographie ethnologisch-politischer oder zweiter Theil. Mit 80 Abbildungen. Preis 2 fl. ö. W. — 4 Mar. Für Mitglieder 1 fl. 50 Kr. ö. W.

„Wir kennen kein besseres Buch, das in Wort und Bild anschaulicher, vorurtheilsfreier und nach Anlage reichhaltiger uns über die Völker und Staaten der Erde unterrichtet. Der Autor hat ein außerordentliches Talent der Stoffgruppierung und vor allem der gedrängten und doch nicht trockenen, leblosen Darstellung in dieser Leistung bewiesen. Stadt und Land, Landschaft, Industrie, Ackerwirtschaft und Verkehr, Charakter, Cultur, Sitte, Sprache des ganzen bunten Völkergemisches der Erde tritt uns in diesem Buche scharf und wahr gezeichnet vor Augen. Kurz, es ist ein interessantes, gediegenes, gut ausgestattetes Werk und fagen wir demselben daher eine gütliche Aufnahme im Publicum voraus.“  
„Pädag. Zeitung.“

**Katechismus der Volkswirtschaftslehre.** Ein Handbüchlein des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete des Wirtschafts- und Verkehrslebens. 96 Seiten. Preis geb. 60 kr. — 1 Mark 20 Pfg. Für Mitglieder 40 kr. Bei Franco-Zusendung je 5 kr. mehr.

„Derselbe stellt und beantwortet 344 Fragen über wirtschaftliche Grundbegriffe, Gütererzeugung, Verkehr, Einkommen, Volkswirtschaftspolitik und erleichtert die Auffindung derselben durch ein alphabetisches Register. Er reiht sich ebenbürtig den volkswirtschaftlichen Elementarbüchlein von Napat, Block u. A. an.“  
„Literar. Centralbl.“

„Der Landwirth, der Handwerker und der kleine Geschäftsmann kann sich mit Hilfe dieses Buches viele für das praktische Leben wichtige Kenntnisse aneignen, seinen Gesichtskreis erweitern und sich vor manchen falschen Schlüssen im wirtschaftlichen und geschäftlichen Leben bewahren. Auch im Staatsleben tritt die wirtschaftliche Seite mit Recht immer mehr in den Vordergrund. Von einer gesunden Wirtschaftspolitik hängt der Wohlstand des Volkes und das Wohlbefinden des Einzelnen ab. Jeder Staatsbürger, insbesondere als Wähler, muß daher mit den Grundzügen der politischen Oekonomie vertraut sein.“  
„Grazer Tagespost.“

**Katechismus der Staatsverfassung Oesterreichs.** Siebente, vollständig ungearbeitete Auflage. Preis 20 kr. Für Mitglieder 10 kr.

„Ein sehr gutes Werk ist der Katechismus der Staatsverfassung Oesterreichs“, in welchem auf 38 Druckseiten das Wichtigste über Kaiser, Reichsrath, Landesvertretung, Gemeinde, Religionsgesellschaften, Staatsbürgerthum und die öffentlichen Gewalten entfaßt ist. Wie gut wäre es, wenn ein solcher Katechismus in den Volksschulen eingeführt würde. Es gibt unzählige Wähler, und gewiß viele Gemeindevorsteher oder Ausschüsse, welche nicht den fünften Theil dessen wissen, was sie von der Verfassung wissen sollen und was in dem empfohlenen Büchlein sehr klar behandelt ist.“  
„Dorfbote.“

**Die praktische Zucht der Forellen.** Von S. Meyer. Preis 25 kr. Für Mitglieder des Vereins 15 kr.

„Allen jenen zu empfehlen, denen an der Vermehrung dieses immer seltener werdenden Fisches gelegen, und welche die künstliche Fischzucht aus Erwerb oder aus Liebhaberei betreiben wollen.“

**Volksschulatlas** von S. Lange, in 32 Karten. Ausgabe für Oesterreich. Preis 36 kr.

**J. Lippert, Des Landmanns Gäste in Haus und Hof, in Wiese und Feld.**

Mit vielen Holzschnitten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 75 kr. ö. W. — 1½ Reichsmark. Für Mitglieder 50 kr. ö. W. — 1 Reichsmark. — Mit Postversendung je 5 kr. mehr.

„Im Jahre 1875 erschien die erste Auflage des von Julius Lippert unter dem Titel „Des Landmanns Gäste in Haus und Hof, in Wiese und Feld“ verfaßten Buches, welches der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgab. Ausgezeichnet durch seinen einfachen, populären Styl und durch seine Ausstattung mit zahlreichen vortrefflichen Abbildungen, fand das kleine Buch großen Anklang auch außerhalb des Kreises, für den es zunächst bestimmt war. Die starke Nachfrage nach demselben machte alsbald die Herausgabe einer zweiten Auflage nöthig. Diese ist, dem durch die große Verbreitung des Buches auch größer gewordenen Bedürfniskreise angemessen, in einigen Abschnitten erweitert und die Abbildungen sind vermehrt. Es dürfte dieses Buch auch den Lehrern als gutes Handbuch anzuzufempfehlen sein.“  
R. I. Wiener Zeitung J. 22 Juni 1877 Nr. 141.

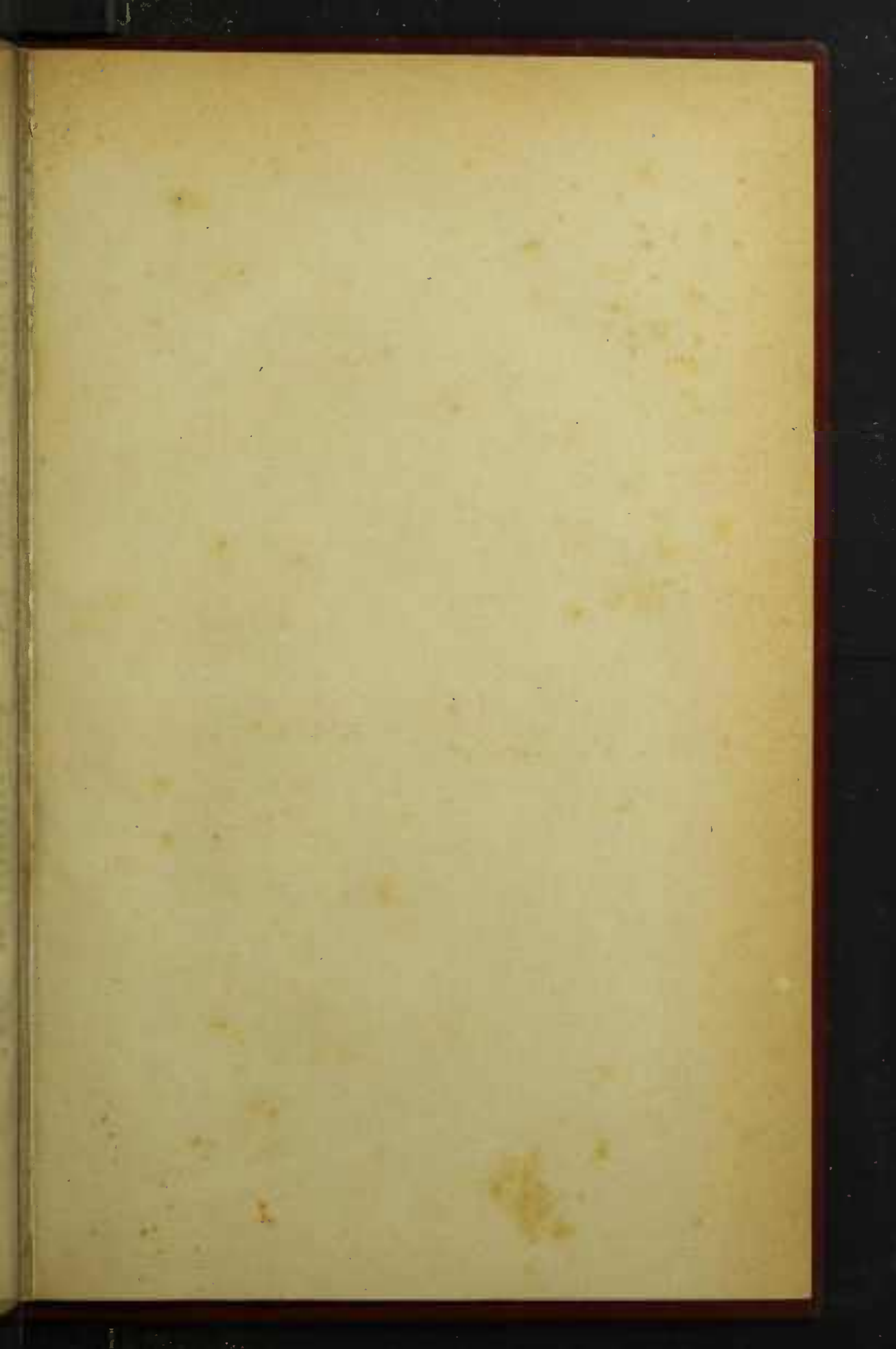
Das treffliche Buch wurde bei der landwirthschaftlichen Lehrmittel-Ausstellung in Mödling mit der silbernen Medaille (Ehrenpreis) prämiirt und erhielt bei der landwirthschaftlichen Lehrmittel-Ausstellung im Haag (Holland) eine belobende Anerkennung.

Die Mitglieder des Vereines erhalten je ein Exemplar der alljährlich erscheinenden Nummern der Sammlung gemeinnütziger Vorträge (8—10 pr. Jahr) unentgeltlich und die sonstigen Publicationen zu den Selbstkostenpreisen.

Preis 15 kr. — Für Mitglieder (pro 1884) je ein Exemplar unentgeltlich.

Verlag des Deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag  
(Commissionär in Leipzig: Hr. C. Knobloch.)

R. I. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.



489110



